



Daphne du Maurier

MEINE
COUSINE
RACHEL

it

Neue vollständige Übersetzung

Seit dem Tod seiner Eltern lebt Philip bei seinem wohlhabenden Vetter Ambrose in Cornwall – bis sich der langjährige Junggeselle auf einer Florenzreise verliebt und überraschend heiratet. In Briefen erzählt Ambrose Philip von seinem Eheglück mit Rachel. Er scheint wie besessen von ihr. Mit der Zeit jedoch werden die Briefe seltener und die Inhalte verwirrender. Eines Tages trifft ein beunruhigender Hilferuf aus Italien ein: Ambrose ist an einem rätselhaften Leiden erkrankt und fühlt sich von Rachel bedroht. Philip reist nach Florenz, doch er kommt zu spät: Ambrose ist tot, und von der jungen Witwe fehlt jede Spur ...

Kaum zurück in Cornwall steht Rachel plötzlich vor Philips Tür. Und sie ist ganz anders, als er erwartet hätte: humorvoll, intelligent und zurückhaltend. Mehr und mehr verfällt Philip der schönen Frau, bis plötzlich auch er Symptome eines seltsamen Leidens zeigt ...

Daphne du Maurier, geboren am 13. Mai 1907 in London, entstammt einer Künstlerfamilie. Sie wuchs in London und Paris auf und ließ sich im Alter von 19 Jahren in Cornwall nieder. Ihre schriftstellerische Tätigkeit begann sie 1928 mit Feuilletons und Kurzgeschichten. Sie veröffentlichte über 20 Romane, historische Biographien und Novellen-Sammlungen, die weltweit in Millionenauflagen erschienen. 1969 verlieh ihr die englische Königin den Titel »Dame«. Daphne du Maurier starb am 19. April 1989 in ihrem Haus Kilmarth in Cornwall.

Im Insel Taschenbuch liegt ebenfalls in Neuübersetzung vor: *Rebecca* (it 4434).

Christel Dormagen, geboren 1943 in Hamburg, hat Anglistik und Germanistik studiert und ist als Journalistin für Rundfunk und Printmedien und als Übersetzerin tätig. Sie lebt in Berlin.

Brigitte Heinrich, geboren am Bodensee, lebt nach Verlagstätigkeit in etlichen Städten und Häusern als Übersetzerin, Herausgeberin und Lektorin in Frankfurt am Main.

insel taschenbuch 4497

Daphne du Maurier

Meine Cousine Rachel



Daphne du Maurier

MEINE
COUSINE
RACHEL



Aus dem Englischen von Brigitte Heinrich
und Christel Dormagen

Insel Verlag

Die englische Originalausgabe erschien 1951 unter dem Titel *My Cousin Rachel* im Verlag Victor Gollancz Ltd., London

Umschlagfoto: J. A. Rausch, Trevillion Images, Brighton

Erste Auflage 2016

insel taschenbuch 4497

Originalausgabe

© Insel Verlag Berlin 2016

© Daphne du Maurier, 1951

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere
das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36197-8

R

1

Früher wurden bei den Four Turnings Menschen gehenkt. Heute nicht mehr. Wenn heute ein Mörder für sein Verbrechen büßen muss, geschieht das nach einer fairen Verhandlung vor dem Schwurgericht oben in Bodmin. Das heißt, falls das Gesetz ihn verurteilt, bevor sein eigenes Gewissen ihn umbringt. So ist es besser. Wie ein chirurgischer Eingriff. Und die Leiche wird anständig beerdigt, wenn auch in einem namenlosen Grab. Als ich ein Kind war, war es noch anders. Ich kann mich erinnern, als kleiner Junge an der Stelle, wo die vier Straßen aufeinandertreffen, einen Mann in Ketten hängen gesehen zu haben. Gesicht und Körper waren zur Konservierung mit Teer geschwärzt. Er hing fünf Wochen dort, bevor sie ihn herunterschnitten. Ich sah ihn in der vierten Woche.

Er schwang zwischen Himmel und Erde an seinem Galgen oder, wie mein Cousin Ambrose es ausdrückte, zwischen Himmel und Hölle. In den Himmel würde er nicht mehr kommen, und die Hölle, durch die er gegangen war, würde ihm keine Lehre mehr sein. Ambrose stieß mit seinem Stock gegen die Leiche. Ich sehe noch vor mir, wie sie im Wind schwingt, wie eine Wetterfahne auf einer rostigen Achse, eine armselige Vogelscheuche, was einmal ein Mensch gewesen war. Der Regen hatte seine Hose zersetzt, womöglich auch seinen Körper, und Wollfetzen hingen von seinen aufgedunsenen Gliedmaßen herab wie durchweichtes Papier.

Es war Winter, und ein Spaßvogel hatte ihm als festliche Auszeichnung einen Stechpalmzweig in die zerrissene Weste gesteckt. Für mich mit meinen sieben Jahren war das irgendwie das größte Sakrileg, doch ich sagte nichts. Ambrose musste mich bewusst dorthin geführt haben, vielleicht als Mutprobe, um zu sehen, ob ich davonlaufen oder lachen oder weinen würde. Als

mein Vormund, Vater, Bruder, Ratgeber, im Grunde der Mensch, der alles für mich war, prüfte er mich ständig. Wir gingen um den Galgen herum, wie ich mich erinnere, und Ambrose stieß und stupste die Leiche mit seinem Stock; dann ließ er von ihr ab, steckte sich eine Pfeife an und legte mir die Hand auf die Schulter.

»Sieh nur hin, Philip«, sagte er, »so enden wir schließlich alle. Manche auf dem Schlachtfeld, manche im Bett, jeder, wie es das Schicksal ihm bestimmt hat. Es gibt kein Entrinnen. Du kannst diese Lektion nicht früh genug lernen. Doch auf diese Weise stirbt ein Bösewicht. Eine Mahnung für dich und mich, ein recht-schaffenes Leben zu führen.« Wir standen nebeneinander und sahen der hin und her schwingenden Leiche zu, als vergnügten wir uns auf dem Jahrmarkt von Bodmin, und der Leichnam wäre der Hau-den-Lukas, auf den man schlägt, um eine Kokosnuss zu gewinnen. »Da siehst du, wohin ein unbedachter Gefühlsausbruch einen Mann führen kann«, sagte Ambrose. »Das ist Tom Jenkyn, ein ehrlicher, braver Mann, außer wenn er zu viel getrunken hatte. Es stimmt, seine Frau war ein zänkischer Drache, aber das ist kein Grund, sie umzubringen. Wenn wir die Frauen wegen ihrer bösen Zungen umbringen wollten, wäre jeder Mann ein Mörder.«

Ich wünschte mir, er hätte den Mann nicht beim Namen genannt. Bis zu dem Moment war die Leiche ein totes Ding gewesen, ohne Identität. Jetzt würde sie, leblos und entsetzlich, meine Träume heimsuchen. Das wusste ich seit dem Moment, als mein Blick auf den Galgen gefallen war. Jetzt hatte sie eine Verbindung zur Wirklichkeit, zu dem Mann mit den wässrigen Augen, der auf der Hafenmole Hummer verkaufte. In den Sommermonaten hatte er, einen Korb neben sich, immer auf den Stufen gestanden und seine Hummer auf der Mole ausgesetzt, wo sie sich fantastische Rennen lieferten und die Kinder zum Lachen brachten. Es war noch gar nicht so lange her, dass ich ihn da gesehen hatte.

»Nun«, sagte Ambrose und betrachtete forschend mein Gesicht, »was hältst du von ihm?«

Ich zuckte die Schultern und trat gegen den Fuß des Galgens. Ambrose durfte keinesfalls merken, wie nahe es mir ging, wie elend ich mich fühlte, wie schockiert. Er würde mich verachten. Mit seinen siebenundzwanzig Jahren war Ambrose für mich der Gott aller Schöpfung, auf jeden Fall der Gott meiner kleinen Welt, und das einzige Ziel in meinem Leben bestand darin, ihm ähnlich zu sein.

»Tom schaute fröhlicher drein, als ich ihn das letzte Mal sah«, antwortete ich. »Jetzt könnte er nicht einmal mehr als Köder für seine eigenen Hummer dienen.«

Ambrose lachte und zog mich an den Ohren. »Das ist mein Junge«, sagte er. »Spricht wie ein wahrer Philosoph.« Und dann fügte er, plötzlich hellichtig, hinzu: »Wenn dir übel ist, geh hinter die Hecke und übergib dich, und achte darauf, dass ich dich nicht sehe.«

Er kehrte dem Galgen und den vier Straßen den Rücken und ging den neuen Weg hinunter, den er damals gerade anlegen ließ; er führte durch den Wald und war als zweiter Kutschenweg zum Haus gedacht. Ich war froh, dass er ging, denn ich schaffte es nicht mehr rechtzeitig bis zur Hecke. Danach fühlte ich mich besser, auch wenn mir die Zähne klapperten und mir eiskalt war. Tom Jenkyn war jetzt wieder ein lebloses Ding, wie ein alter Sack, keine reale Person mehr. Er wurde sogar Zielscheibe eines Steins, den ich nach ihm warf. Höchst verwegen blieb ich stehen, um zu sehen, ob die Leiche sich bewegte. Doch nichts geschah. Der Stein traf mit einem dumpfen Plopp auf die durchnässten Kleider und fiel zu Boden. Beschämt rannte ich den neuen Weg hinunter und versuchte, Ambrose einzuholen.

Nun, all das war gut achtzehn Jahre her, und wenn ich mich nicht irre, habe ich seither selten daran gedacht. Bis jetzt. Seltsam, wie in Momenten großer Krisen die Gedanken in die Kind-

heit zurückfliegen. Aus irgendeinem Grund denke ich immerzu an den armen Tom, wie er dort in Ketten hing. Seine Geschichte habe ich nie erfahren, und nur wenige werden sich heute noch daran erinnern. Er habe seine Frau getötet, hatte Ambrose gesagt. Und das war alles. Sie sei ein Zankdrachen gewesen, doch das entschuldige keinen Mord. Zu sehr dem Alkohol zugeneigt, hatte er sie wahrscheinlich im Rausch getötet. Aber wie? Und mit welcher Waffe? Mit einem Messer, oder mit bloßen Händen? Vielleicht war Tom in jener Winternacht im Liebeswahn vom Wirtshaus am Kai nach Hause gestolpert. Es herrschte Flut, die Wellen spritzten gegen die Stufen, und der Vollmond schien aufs Wasser. Wer weiß schon, welche Fantasien, welche Eroberungsträume seinen unruhigen Geist umtrieben?

Vielleicht war er zu seinem Häuschen hinter der Kirche gestolpert, ein blasser, triefäugiger, nach Hummer stinkender Kerl, und seine Frau hatte ihn geschlagen, weil er mit nassen Füßen ins Haus getreten war. Da war sein Traum zerstoßen, und er brachte sie um. Das hätte sehr wohl seine Geschichte sein können. Wenn es ein Leben nach dem Tod gibt, wie man uns lehrt, werde ich mich nach dem armen Tom umsehen und ihn befragen. Gemeinsam werden wir im Fegefeuer träumen. Doch er war ein Mann mittleren Alters, um die sechzig oder älter, und ich bin fünfundzwanzig. Unsere Träume würden nicht dieselben sein. Also kehre in den Schatten zurück, Tom, und lass mir einen Rest Frieden. Dieser Galgen ist seit langem verschwunden und du mit ihm. In meiner Unwissenheit habe ich einen Stein nach dir geworfen. Verzeih mir.

Es geht darum, dass das Leben ertragen und gelebt werden muss. Doch wie man es leben soll – das ist das Problem. Der Alltag bereitet keine Schwierigkeiten. Wie Ambrose werde ich Friedensrichter werden und eines Tages im Parlament sitzen. Man wird mich weiterhin so achten und ehren wie meine Familie vor mir. Ich werde das Land gut bestellen, für die Menschen sor-

gen. Niemand wird jemals ahnen, welch schwere Schuld ich auf meinen Schultern trage, noch wird irgendjemand erfahren, dass ich mir, von Schuldgefühlen geplagt, jeden Tag die eine Frage stelle, die ich nicht beantworten kann: War Rachel schuldig oder unschuldig? Vielleicht werde ich auch das im Fegefeuer in Erfahrung bringen.

Wie sanft und weich ihr Name klingt, wenn ich ihn flüstere. Er liegt heimtückisch und anhaltend auf der Zunge, fast wie Gift, was wirklich gut passt. Er gleitet von der Zunge auf die ausgedörrten Lippen, und von den Lippen zurück ins Herz. Und das Herz kontrolliert den Körper und auch den Geist. Werde ich eines Tages frei davon sein? In vierzig, fünfzig Jahren? Oder wird ein Teil meines Gehirns fahl und krank bleiben? Wird es irgendeiner winzigen Zelle in meinem Blutstrom nicht gelingen, mit den anderen zum Herzbrunnen zu fließen? Vielleicht werde ich mir, alles in allem, gar nicht mehr wünschen, frei zu sein. Noch kann ich das nicht sagen.

Ich halte noch immer das Haus in Ehren, wie Ambrose es sich von mir gewünscht hätte. Ich kann die Mauern neu verputzen, wo Feuchtigkeit eindringt, und alles gut instand halten. Weiterhin Bäume und Sträucher pflanzen, die kahlen Hügel aufforsten, wo der Wind von Osten hereinfegt. Wenn ich gehe, möchte ich etwas Schönes vererben, wenn auch nichts sonst. Doch ein einsamer Mann ist unnatürlich und hat etwas Ratloses. Und aus Ratlosigkeit entstehen Hirngespinnste. Und aus Hirngespinnsten Wahnsinn. Und so schwenke ich wieder zu Tom Jenkyn und seinen Ketten. Vielleicht hat auch er gelitten.

Ambrose lief damals, vor achtzehn Jahren, den Weg entlang und ich hinter ihm her. Gut möglich, dass er das abgewetzte Jackett angezogen hatte, das ich gerade trage. Das alte grüne Jagdjackett mit den Lederflecken auf den Ellbogen. Ich bin ihm so ähnlich geworden, dass ich sein Geist sein könnte. Meine Augen sind seine Augen, meine Gesichtszüge die seinen. Der Mann, der

damals nach seinen Hunden piff und den vier Straßen und dem Galgen den Rücken zuwandte, könnte ich sein. Nun, das war es, was ich immer gewollt hatte. So zu sein wie er. Seine Größe wollte ich haben, seine Schultern, seine gebeugte Haltung, selbst die langen Arme und die ziemlich klobigen Hände; sein unvermitteltes Lächeln sollte meines sein, seine Scheu bei der ersten Begegnung mit Fremden, die Abneigung gegen jedes Getue, jede Förmlichkeit. Sein unkomplizierter Umgang mit denen, die ihm dienten und ihn liebten – wer ihn mir ebenfalls bescheinigt, schmeichelt mir. Und die Stärke, die sich als Illusion erwies, so dass uns die gleiche Katastrophe traf. In letzter Zeit frage ich mich, ob damals bei seinem Tod, als sein Verstand von Zweifeln und Angst gepeinigt war und er sich in der verdamnten Villa, wo ich ihn nicht erreichen konnte, einsam und vergessen fühlte, seine Seele seinen Körper verließ und hierherkam und in meinen fuhr, ihn in Besitz nahm, so dass er in mir weiterlebte und seine Fehler wiederholte, ein zweites Mal von der Krankheit befallen wurde und ein zweites Mal zugrunde ging. So mochte es sein. Ich weiß nur, dass meine Ähnlichkeit mit ihm, die mich mit Stolz erfüllte, auch mein Verhängnis war. Sie führte zu meinem Untergang. Wäre ich anders gewesen, geschmeidig und gewandt, mit flinker Zunge und einem Sinn fürs Geschäft, dann wäre das vergangene Jahr nichts weiter gewesen als weitere zwölf Monate, die kamen und gingen. Ich würde mich munter und zufrieden der Zukunft widmen. Womöglich einer Ehe und einer jungen Familie.

Doch all das war ich nicht, und Ambrose auch nicht. Wir waren Träumer, alle beide, unpraktisch, scheu, den Kopf voll großartiger Theorien, die sich nie bewähren mussten, und wie alle Träumer, gingen wir schlafwandelnd durch die Welt. Trotz der Vorbehalte gegen unsere Mitmenschen sehnten wir uns nach Zuneigung; unsere Schüchternheit stand spontanen Regungen jedoch im Weg, solange nicht das Herz berührt war. Aber wenn das ge-

schah, öffnete sich der Himmel, und beide fühlten wir uns, als hätten wir den ganzen Reichtum des Universums zu verschenken. Wir wären beide davongekommen, wenn wir anders gewesen wären. Rachel wäre zwar dennoch hergekommen, hätte ein, zwei Nächte hier verbracht, wäre dann aber ihrer Wege gegangen. Man hätte geschäftliche Dinge besprochen, eine Abfindung beschlossen, das Testament wäre von Anwälten ganz offiziell an einem Tisch verlesen worden, ich hätte ihr – die Angelegenheit mit einem Blick erfassend – eine lebenslängliche Rente ausgesetzt und wäre sie so losgeworden.

Es kam nicht so, weil ich wie Ambrose aussah. Es kam nicht so, weil ich wie Ambrose empfand. Als ich an jenem Abend zu ihrem Zimmer hinaufging und nach dem Klopfen wegen des niedrigen Türsturzes mit leicht gebeugtem Kopf unter der Tür stehen blieb und sie sich aus dem Sessel erhob, in dem sie am Fenster saß, und zu mir aufblickte, hätte ich an dem wissenden Aufleuchten ihrer Augen erkennen müssen, dass sie nicht mich sah, sondern Ambrose. Nicht Philip, sondern ein Phantom. Damals hätte sie gehen sollen. Hätte ihre Koffer packen und abreisen sollen. Dorthin zurück, wo sie hingehörte, zurück in die Villa mit den geschlossenen Fensterläden, zu den verstaubten Erinnerungen, dem terrassierten französischen Garten und dem rieselnden Brunnen in dem kleinen Hof. Hätte in ihr eigenes Land zurückkehren sollen, das im Hochsommer ausgedörrt im Hitzedunst lag und im Winter kahl unter einem kalten, klaren Himmel. Ein Instinkt hätte sie warnen sollen, dass ihr Bleiben Zerstörung bringen würde, nicht nur für das Phantom, das sie antraf, sondern am Ende auch für sie selbst.

Ich frage mich, ob sie, als sie mich dort stehen sah, schüchtern und unbeholfen, glühend vor Feindseligkeit wegen ihrer Anwesenheit und mir dennoch meiner Rolle als Gastgeber und Hausherr sehr bewusst, voller Wut über meine großen Füße, die langen Arme und Beine, eckig und schlaksig, ein ungezähmtes

Fohlen – ob sie wohl plötzlich bei sich dachte: »So muss Ambrose in seiner Jugend gewesen sein. Vor meiner Zeit. Ich kannte ihn noch nicht, als er so aussah« – und deshalb blieb?

Vielleicht war das der Grund, warum auch der Italiener Rainaldi mich bei der ersten kurzen Begegnung mit dem gleichen schockierten Blick des Wiedererkennens angesehen und kurz mit dem Füllhalter auf seinem Schreibtisch gespielt hatte, um sich zu fassen und dann mit neutralem Blick zu mir zu sagen: »Sie sind erst heute angekommen? Ihre Cousine Rachel hat Sie also noch nicht gesehen.« Offensichtlich hatte sein Instinkt also auch ihn gewarnt. Doch zu spät.

Man kann im Leben nicht umkehren. Es gibt kein Zurück. Keine zweite Chance. Ich kann, wie ich hier sitze, lebendig und in meinem eigenen Haus, das einmal ausgesprochene Wort oder die vollendete Tat nicht ungeschehen machen, genauso wenig wie der arme Tom Jenkyn an seinen Ketten.

Ebendas hat mein Pate Nick Kendall am Vorabend meines fünfundzwanzigsten Geburtstags auf seine schroffe, gradlinige Art zu mir gesagt – es ist erst wenige Monate her und doch, mein Gott, so lange schon –: »Es gibt Frauen, Philip, sehr wahrscheinlich gute Frauen, die ohne eigenes Verschulden Unglück bringen. Was sie auch anfassen, wird zur Tragödie. Ich weiß nicht, warum ich dir das sage, aber ich habe das Gefühl, dass ich es muss.« Anschließend beglaubigte er meine Unterschrift auf dem Dokument, das ich ihm vorgelegt hatte.

Nein, es gibt kein Zurück. Der junge Mann, der am Vorabend seines Geburtstags unter ihrem Fenster stand, der Junge, der am Abend ihrer Ankunft auf ihrer Türschwelle stand, ist nicht mehr, ebenso wie das Kind, das, um sich Mut zu machen, einen an einem Galgen hängenden Toten mit einem Stein bewarf. Tom Jenkyn, du Beispiel menschlichen Elends, unkenntlich und unbeweint, hast du mir vor all diesen Jahren mitleidig nachgeblickt, als ich durch den Wald in die Zukunft rannte?

Hätte ich noch einmal über die Schulter zurückgeblickt, dann hätte ich nicht dich in Ketten hängen sehen, sondern meine eigene schemenhafte Gestalt.

Ich hatte keinerlei Vorahnung, als wir am Abend, bevor Ambrose zu seiner letzten Reise aufbrach, beisammensaßen und plauderten. Kein ungutes Gefühl, dass wir uns nie wiedersehen würden. Es war der dritte Winter, den er auf Anweisung der Ärzte im Ausland verbrachte. Inzwischen hatte ich mich an seine Abwesenheit gewöhnt und auch daran, mich um den Besitz zu kümmern, während er fort war. Im ersten Winter hatte ich noch in Oxford studiert, weshalb sein Fortgehen für mich eigentlich nichts änderte, aber im zweiten Winter kehrte ich endgültig nach Hause zurück und blieb die ganze Zeit dort, was er auch von mir erwartete. Das gesellige Leben in Oxford vermisste ich nicht, ja, ich war sogar froh, es hinter mir zu lassen.

Ich hatte nie den Wunsch verspürt, irgendwo anders zu sein als zu Hause. Abgesehen von meiner Schulzeit in Harrow und danach dem Studium in Oxford habe ich nie woanders gelebt als in diesem Haus, in das ich, nach dem frühen Tod meiner Eltern, im Alter von achtzehn Monaten kam. Auf seine verschrobene, großzügige Art empfand Ambrose Mitleid für seinen kleinen verwaisten Cousin, und so übernahm er es, mich aufzuziehen, wie er es vielleicht mit einem Welpen oder einem jungen Kätzchen oder sonst irgendeinem schwachen, einsamen, schutzbedürftigen Wesen getan hätte.

Von Anfang an führten wir einen seltsamen Haushalt. Mein Kindermädchen schickte er zum Teufel, als ich drei Jahre alt war, weil sie mir den Hintern mit einer Haarbürste versohlt hatte. Ich selbst kann mich nicht an diesen Vorfall erinnern, aber er erzählte mir später davon.

»Ich war so abscheulich wütend«, sagte er zu mir, »als ich sah, dass diese Frau dich kleines Wesen wegen irgendeines harmlosen Vergehens mit ihren großen, groben Händen bearbeitete,

dass sie einfach zu unbedarft war, um zu begreifen. Danach übernahm ich das Strafen stets selbst.«

Ich hatte nie Grund, das zu bedauern. Es hätte niemanden geben können, der anständiger, gerechter, liebenswürdiger und verständnisvoller war. Das Alphabet brachte er mir auf die denkbar einfachste Weise bei, indem er sich die Anfangsbuchstaben von Kraftausdrücken vornahm – sechsundzwanzig verschiedene zu finden war nicht ganz einfach, doch irgendwie gelang es ihm, und jedes Mal warnte er mich davor, diese Worte in Gesellschaft zu benutzen. Ein insgesamt durch und durch zuvorkommender Mensch, war er Frauen gegenüber jedoch schüchtern, ja, sogar misstrauisch, und behauptete, sie stifteten in einem Haushalt nur Unheil. Deshalb stellte er ausschließlich männliche Dienstboten ein; beaufsichtigt wurde der Tross vom alten Seecombe, der der Butler meines Onkels gewesen war.

Exzentrisch mochte Ambrose sein und unorthodox – der Südwesten des Landes ist seit jeher für seine kauzigen Charaktere bekannt –, doch trotz seiner eigentümlichen Ansichten über Frauen und die Aufzucht kleiner Jungen war er kein Spinner. Von den Nachbarn wurde er gemocht und respektiert, von seinen Pächtern geliebt. Er schoss und jagte im Winter, bevor er an Rheuma litt, fischte im Sommer von einem kleinen Segelboot aus, das in der Flussmündung ankerte, aß auswärts und lud Gäste ein, wenn er Lust dazu hatte, ging sonntags zweimal zum Gottesdienst, auch wenn er mir in der Kirchenbank der Familie einen genervten Blick zuwarf, sobald die Predigt zu lang wurde, und er versuchte, auch in mir eine Leidenschaft für das Anpflanzen seltener Sträucher zu wecken.

»Es ist eine Form von Erschaffen«, pflegte er zu sagen, »wie viele andere auch. Einige Menschen verschreiben sich der Fortpflanzung. Ich ziehe es vor, Dinge in der Erde wachsen zu lassen. Es strengt nicht so an, und das Ergebnis ist weitaus befriedigender.«

Das schockierte meinen Patenonkel, Nick Kendall, und Hubert Pascoe, den Pfarrer, sowie einige seiner Freunde, die ihn stets drängten, sich den Wonnen eines Heims zu widmen und eine Familie zu gründen, anstatt Rhododendren zu züchten.

»Ich habe ein Junges aufgezogen«, pflegte er zur Antwort zu geben und zog mich dabei an den Ohren, »und das hat mich zwanzig Jahre meines Lebens gekostet oder sie mir geschenkt, je nachdem, wie ich es betrachte. Und mit Philip habe ich darüber hinaus einen fix und fertigen Erben, weshalb keine Rede davon sein kann, dass ich meine Pflicht zu tun hätte. Er wird sie für mich erledigen, wenn seine Zeit gekommen ist. Und nun lehnen Sie sich in Ihren Sesseln zurück, und machen Sie es sich bequem, meine Herren. Und da keine Frau im Haus ist, können wir unsere Stiefel auf den Tisch legen und auf den Teppich spucken.«

Natürlich taten wir nichts dergleichen. Ambrose war absolut penibel, doch es bereitete ihm Vergnügen, solche Bemerkungen vor dem neuen Pfarrer zu machen, einem Pantoffelhelden, armer Kerl, mit einer ganzen Horde von Töchtern, und dann machte beim sonntäglichen Abendessen der Portwein die Runde, und Ambrose zwinkerte mir vom anderen Ende des Tisches aus zu.

Ich sehe ihn jetzt noch vor mir, wie er sich, halb gebeugt, halb in seinen Sessel gebläzt – ich habe diese Gewohnheit von ihm übernommen – vor stummem Lachen schüttelte, wenn der Pfarrer seinen schüchternen, wirkungslosen Protest einlegte, wie er intuitiv den Ton der Unterhaltung änderte, da er befürchtete, die Gefühle des Mannes verletzt zu haben, und zu Themen wechselte, die dem Pfarrer angenehm waren, und wirklich alles tat, damit der kleine Kerl sich wieder wohlfühlte. Ich begann, seine Qualitäten noch mehr zu schätzen, als ich nach Harrow kam. Die Ferien vergingen mir viel zu schnell, wenn ich seine Umgangsformen und seine Gesellschaft mit denen der Bengel verglich, die meine Schulkameraden waren, und auch der Lehrer,